

22) Die Not des andern: ein Geschenk!

Die Regel erzieht uns dazu, die Not des andern als ein Geschenk zu empfangen.

Wir haben das Beispiel vom kranken Bruder gesehen, der unnötige Ansprüche stellt und sich dessen nicht bewusst ist. Die Regel schreibt uns in diesem Fall vor, sie mit grosser Geduld zu ertragen, „denn durch sie erlangt man grösseren Lohn“ (RB 36,5). „Grösserer Lohn“ heisst, dass man mehr bekommt, als man verdient. Und darüber sollte man sich freuen und Gott danken.

Im Kapitel 53 der Regel lesen wir, dass die Aufnahme von Gästen einen festlichen Charakter hat: Alle beeilen sich, die Gäste zu empfangen, man bricht das Fasten, usw., weil in ihnen Christus ankommt. Deshalb soll der Pförtner mit *Deo gratias* antworten, wenn jemand an die Tür klopft oder ein Armer ruft (RB 66). In diesem Fall geht die Danksagung dem Empfang sogar voraus, weil man eben ganz sicher ist, dass in jedem Pilger und in jedem Armen Jesus Christus verborgen ist. „Mit der ganzen Sanftmut eines Gottesfürchtigen [d.h. der Gegenwart Gottes bewusst] und mit dem Eifer der Liebe gebe er [der Pförtner] unverzüglich [*festinanter*] Bescheid [antworte er: Das ist die Verantwortung, von der ich im Zusammenhang mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter sprach]“ (66,4). Der Empfang ist ein Fest der Liebe, und der Grund dafür ist immer und wesentlich die Gegenwart Christi, sein Zu-uns-Kommen.

Deshalb ist verständlich, dass die schlimmste Versuchung, die den Empfang und die Aufmerksamkeit für die Gäste bedroht, das Jammern ist, das Klagen über die Mühsal, über die Störung, d.h. das Fehlen der Dankbarkeit. Für Benedikt ist das im Wesentlichen mehr ein Mangel an Glauben als ein Mangel an Grosszügigkeit und Freundlichkeit. In diesem Fall fehlt der Glaube an die reale Gegenwart Christi da, wo der Nächste um unsere Liebe bittet. Wir sind dann wie blockiert durch die mühsame Seite des Dienstes, wir jammern und versuchen auszuweichen, zu fliehen, etwas Angenehmeres zu tun, wie der Priester und der Levit im Gleichnis vom barmherzigen Samariter.

Wir müssen um die Gnade des Glaubens beten, damit wir in Dankbarkeit lieben können, wir müssen um den Glauben an die lebendige Gegenwart Christi unter uns bitten. Im Glauben offenbart sich Christus immer denjenigen, die ihn in der Liebe zum Nächsten, der unserer Zuneigung bedarf, lieben.

Wenn Christus und der heilige Benedikt uns auffordern, der Nächste unserer Brüder, unserer Schwestern zu werden und ganz besonders derjenigen, die leiden, dann fordern sie uns auf zu lieben mit einer Liebe, die im Glauben stärker sein kann als das Leiden.

Der heilige Benedikt schenkt uns in einem Satz des Kapitels 72 über den guten Eifer der Mönche eine schöne Zusammenfassung der Forderung und konkreten Natur der Nächstenliebe: „Ihre körperlichen und charakterlichen Schwächen sollen sie mit unerschöpflicher Geduld ertragen“ (V.5); und das sollen die Mönche „*ferventissimo amore* – mit glühender Liebe“ tun (V.3), wie übrigens alles, was dieses Kapitel 72 empfiehlt.

Dass diese Forderung, uns gegenseitig mit Geduld in allen unseren Schwächen zu ertragen, im Geist des heiligen Benedikt eine Erinnerung an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter ist, verrät uns das Ende dieses Kapitels, das ein Echo auf die Frage des Gesetzeslehrers zu sein scheint: „Herr, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?“ (Lk 10,25). Benedikt schreibt: „Christus sollen sie überhaupt nichts vorziehen. Er führe uns gemeinsam zum ewigen Leben“ (RB 72,11-12).

Wie Jesus antwortet der heilige Benedikt, dass wir das ewige Leben nicht mit unseren Verdiensten erwerben können, sondern dass wir von Christus zum ewigen Leben geführt werden, wenn wir in unseren Beziehungen zu den andern seine Liebe leben.

„Ihre körperlichen und charakterlichen Schwächen sollen sie mit unerschöpflicher Geduld ertragen“. Das lateinische Verb für ertragen ist *tolerare*, und das heisst tragen, ertragen, erleiden. Im heutigen Sprachgebrauch hat dieses Verb die Nebenbedeutung von Gleichgültigkeit. Das, was uns am andern ärgert zu ertragen, zu tolerieren heisst, so tun als ob nichts wäre, sich innerlich distanzieren, es nicht allzu ernst nehmen. Dagegen meint der heilige Benedikt mit diesem Verb, etwas wirklich auf sich zu nehmen, sich im Leiden des andern einzubringen, tatsächlich die Last des andern zu tragen. Es meint ein reelles Mitleiden, tatsächlich ein „Leiden mit“. Das wird auch deutlich an der Aufforderung des heiligen Benedikt zur Geduld: „*patientissime tolerant* – sie sollen mit unerschöpflicher Geduld ertragen“.

Die Liebe als geduldiges Mitleid ohne Leiden gibt es nicht. Aber wenn es wirklich Liebe ist, dann ist sie immer stärker als das Leiden. Sie hat das erste und das letzte Wort. Leiden ohne Liebe ist der Tod der Seele, ist Verdammung. Leiden ohne Liebe ist absurd. Das ist der Höhepunkt der grossen Versuchung und der inneren Prüfung des Landpfarrers in Bernanos' Roman *Tagebuch eines Landpfarrers*: ein Leiden ohne Liebe, das letztlich nicht einmal mehr sich selbst wahrnimmt:

„Ich versuche an Angstzustände zu denken, die meinem ähnlich sind. Ich spüre überhaupt kein Mitleid mit diesen Unbekannten. Meine Einsamkeit ist vollkommen und ich hasse sie. Kein Selbstmitleid.

Wenn ich nicht mehr lieben könnte!

(...) Was würde ich geben um zu leiden! Selbst der Schmerz versagt sich mir, der gewöhnlichste, der bescheidenste, mein Magenschmerz. Ich fühle mich schrecklich wohl!

Ich habe keine Angst vor dem Tod, er ist mir so gleichgültig wie das Leben. Es gibt keinen Ausdruck dafür.

Ich komme mir vor, wie wenn ich den ganzen Weg zurückgegangen wäre, seit Gott mich aus dem Nichts geholt hat. Ursprünglich war ich nur dieser Funke, dieses Staubkorn, das in der göttlichen Liebe glühte. Jetzt bin ich wieder nur das in der undurchdringlichen Nacht. Aber das Staubkorn glüht fast nicht mehr, es ist am Verlöschen.“

(Bernanos, *Tagebuch eines Landpfarrers*).

Diese Trennung von Leiden und Lieben ist die Sünde, in der sich das Herz der Gräfin dieses Romanes eingeschlossen hat und die alle ihre Beziehungen vergiftete. Sie hatte sich in das Leiden geflüchtet, in die Trauer um ihren im Kindesalter verstorbenen Sohn, und verlor das Gespür für die Liebe. Denn die Liebe weckt das Gespür für das Leiden. Es kann vorkommen, dass man sich aus diesem Grund in der Beziehung zu einer bestimmten Person gefühllos macht für das Leiden, indem man die Liebe erstickt. Dann muss man die geliebte Person hassen, die uns leiden macht, um nicht mehr zu leiden.

Jesus hat das Leiden nicht von sich gewiesen, weil er sich nicht von der Liebe trennen konnte noch wollte. Er hat bis zum Ende gelitten, weil er bis zur Vollendung geliebt hat.

Deshalb wird jedes in Christus gelebte Leiden zu einem österlichen Leiden, es ist ein Durchgang, in welchem das Leiden zur Freude des Sieges Christi wird. Jedes in Christus erlittene Leiden kann zu Geburtswehen werden.